

Offizielle Religion und persönliche Frömmigkeit – der persönliche Glaube und die Kirche

Vortrag in Leipzig am 11. März 2020

1. Hinführung

»Persönliche Frömmigkeit und offizielle Religion« lautet der Titel einer Schrift von Rainer Albertz, die im Sommer 1977 von der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg als Grundlage zur Habilitation angenommen worden ist. Sie bildet meines Wissens auch den Grund dafür, dass ich hier und heute zu Ihnen über das Thema »Offizielle Religion und persönliche Frömmigkeit – der persönliche Glaube und die Kirche« sprechen soll. Bevor ich die Habilitationsschrift von Rainer Albertz kurz vorstellen sowie die Kirche und den persönlichen Glauben thematisieren will, ist eine kurze Hinführung notwendig. Notwendig ist eine solche Einführung schon deshalb, damit nicht Birnen mit Äpfeln verglichen werden. In der Überschrift unseres Themas stehen sich offizielle Religion und Kirche sowie Frömmigkeit und persönlicher Glaube chiasmisch gegenüber. Aber das, was in der Antike unter »offizieller Religion« verstanden werden kann, hat mit Kirche ebenso wenig zu tun wie persönliche Frömmigkeit damals und individueller Glaube heute. Dies ist schon leicht an der Frage nach Gott abzulesen. Ein Bekenntnis zu Gott als Schöpfer des Himmels und der Erden, wie wir es sonntäglich im Gottesdienst sprechen, wäre in der Antike undenkbar gewesen. Die Aussage, dass die Erde göttlichen Ursprungs, also von einem oder mehreren Göttern erschaffen worden ist, gehörte nicht in den Bereich eines Glaubensbekenntnisses, sondern war fester Bestand des Weltbildes, also Standardwissen.

Problematisch, weil nicht eindeutig, sind auch die Begriffe Religion, Kirche und Glaube. Wenn wir von Religion sprechen, muss nicht nur der Begriff selbst klar sein (Friedrich D. E. Schleiermacher, Rudolf Otto, Karl Barth etc.), es muss auch gesagt werden, welche der vielen Religionen wir meinen (Christentum, Judentum, Islam, Hinduismus oder Buddhismus etc.) Die Kirche ist ein ebenso diffuser Begriff wie Religion. Reden wir über die evangelisch-lutherische Kirche in Sachsen, und wenn wir über diese sprechen, reden wir über die liberalen, aufgeklärten Gruppen in den sächsischen Großstädten oder über die evangelikalen Kreise im Erzgebirge? Noch schwieriger ist es, den Glauben zu ergründen und zu erklären. Ich beginne mit einem Beispiel. Drei Perioden (18 Jahre) war ich Mitglied der »Kammer für Theologie«, dem theologischen Beratungsgremium des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ich erinnere mich an viele Debatten und Diskussionen, aber eine ist mir noch sehr präsent. Es ging um die Frage nach dem Verhältnis der Kirche zum Islam, zum Umgang

der Christen mit den Muslimen. Hintergrund war nicht die Aussage des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff, dass der Islam zu Deutschland gehört, sondern der Besuch Papst Benedikts 2006 in der Hagia Sophia in Istanbul. Der Papst soll an diesem Ort mit dem Präsidenten des Amtes für Religionsangelegenheiten, Ali Bardakoglu, gemeinsam gebetet haben. Die Mehrheit der Kollegen war der Meinung, dass sei theologisch unredlich. Es gehe nicht an, dass ein Christ gemeinsam mit einem Muslim betet. Auf meine naive Frage, warum das nicht geht, erhielt ich als Antwort: Der Gott der Mohammedaner sei nicht der Gott des Alten Testaments und damit auch nicht der Vater Jesu Christi. Aus kollegialer Höflichkeit fragte ich nicht weiter nach, woher sie dies denn so genau wüssten. Mir fiel als erstes Tucholskys Satire über den Nationalgott ein, der während des ersten Weltkrieges von einem Feldgottesdienst zum anderen rannte und am Ende nicht mehr wusste, wo er hingehört: zu den Deutschen, den Franzosen oder den Engländern. Ich dachte an meine jüdischen Freunde, von denen keiner glaubt, dass der in der Hebräischen Bibel bezeugte Gott der Vater Jesu Christi sei. Ich überlegte dann, was wohl aus mir geworden wäre, wenn ich in Ranchi bei Kalkutta als Hindu geboren wäre oder als Sohn eines Teppichhändlers in Algier. Bevor man über die Frage Glaube und Kirche nachdenkt, sollte man sich wenigstens für einen Moment seiner Herkunft erinnern. Mein Vater ist römisch-katholisch getauft worden. Nur weil es an seiner Schule keinen Religionsunterricht für katholische Kinder gab, ging er nicht zur Kommunion, sondern wurde 1913 konfirmiert. Meine Mutter stammte aus einem pietistischen Pfarrhaus. Ich bin also christlich sozialisiert in der DDR aufgewachsen. Eine Mitgliedschaft in den Jungen Pionieren wie auch der FDJ waren für mich völlig ausgeschlossen, und die Jugendweihe war für meine Eltern so etwas wie ein *Status confessionis*, also für Christen tabu. Sonntägliche Kinobesuche mit Freunden, anstatt in die Kirche zu gehen, konnte ich mir ab und zu dadurch erkaufen, dass ich ein Paul Gerhard Lied oder einen Psalm auswendig lernte. Ein Bekehrungserlebnis hatte ich nie, stritt vielmehr zum Entsetzen meiner Mutter mit ihr über den Mythos der Weihnachtsgeschichte in Lukas 2 und erklärte ihr, als ich das Theologiestudium beendet hatte, dass das einzige Gotteswunder, das ich persönlich kennen würde, dies sei, dass ich bei ihrer Erziehung Theologe geworden bin. Aber ebenso wenig hatte ich auch keine ernsthafte Glaubenskrise durchzustehen. Meinen Eltern habe ich ihren Glauben immer abgenommen und die Kraft ihres Gottvertrauens habe ich in meinem Leben häufig genug selbst erfahren. Was aber wäre aus mir geworden, wenn ich in einer SED-Familie aufgewachsen wäre? Wäre ich schon vor 1989 aus einem solchen Milieu ausgebrochen, hätte mich taufen lassen, oder würde ich noch heute für die »Linke« kämpfen oder wenigstens sie wählen? Ich weiß es nicht, aber ich bin noch heute meinen Eltern dankbar

für den Weg, den sie mir gewiesen haben. Meiner Mutter, der, wenn man ihr vorwarf, mit ihrer christlichen Verweigerungshaltung, ihren Kindern Steine in den Weg zu legen, sagte: Der schlimmste Erziehungsfehler sei der, seinen Kindern alle Steine aus dem Weg zu räumen.

2. Rainer Albertz, Persönliche Frömmigkeit und offizielle Religion

Doch nun zur Sache selbst. Bei dem Buch »Persönliche Frömmigkeit und offizielle Religion« von Rainer Albertz handelt es sich um seine Habilitationsschrift. Adressaten sind die Fachgelehrten, die Hebräisch können, über Grundkenntnisse im Akkadischen verfügen und sich einigermaßen auskennen in der Antike des Vorderen Orients, auch Grundwissen über Amtshandlungen und Kasualien werden vorausgesetzt. Ich gehe davon aus, dass nur wenige von ihnen dieses Buch gelesen haben. Der Verfasser selbst hat seine akademischen Meriten in Heidelberg erworben, wo er promoviert wurde, sich habilitierte und schon 1980 zum Professor ernannt worden war. Über viele Jahre (1995–2008) hatte er den Lehrstuhl für Altes Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster inne. Er ist Sohn des ehemaligen regierenden Oberbürgermeisters von Berlin, Heinrich Albertz, der Ende 1966 in der Nachfolge von Willy Brandt gewählt worden war, aber auf Grund eigener Fehler im Umgang mit den Studentenunruhen und innerparteilicher Querelen schon ein knappes Jahr später dieses Amt wieder niederlegte. Den meisten unter uns Älteren ist er noch bekannt aus der Lorenz-Entführung. Er begleitete als Geisel für den CDU-Spitzenkandidaten Peter Lorenz die Entführer auf ihrem Flug in den Jemen.

In seiner Habilitationsschrift geht Rainer Albertz davon aus, dass sich sozialgeschichtlich die Religion einer »Kleinvieh züchtenden Familie« deutlich von der Religion eines »kriegerischen Stammes« unterscheiden muss. Seiner Wahrnehmung nach gab es im Alten Israel einen »religionsinternen Pluralismus«. Die Unterscheidung von einer Religion der Nomaden und einer am Krieg orientierten Stammesreligion hatte schon am Anfang des 20. Jahrhunderts der Wirtschaftssoziologe Max Weber in der Nachfolge von Julius Wellhausen und Eduard Meyer vertreten.¹ Neu an Rainer Albertz These ist allerdings, dass sich unter sozialen Gesichtspunkten eine Verbindung zwischen der Religion der Väter, wie sie sich in den Erzählungen der Genesis widerspiegeln, den Klageliedern des Einzelnen in dem Psalter und den frühen Personennamen aufzeigen lässt. Seine Schlussfolgerung lautet deshalb, »dass es seit der Frühzeit der Israelitischen Geschichte eine Gottesbeziehung des Einzelnen gegeben

¹ M. Weber, Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. Das antike Judentum, Ges. Aufs. zur Religionssoziologie III, Tübingen 1921, (8¹⁹⁸⁸), siehe v. a. den ersten Teil: Die israelitische Eidgenossenschaft und Jahwe, 1–200.

hat: eine persönliche Frömmigkeit im Lebensraum der Familie«.² Für ihn sind deshalb alle alten und neuen Versuche, Israel und seine Väter am Anfang der Geschichte rein kollektivistisch zu deuten, zum Scheitern verurteilt. Gegenüber dem Verbund der Stämme, organisiert durch Kultpersonal an Heiligtümern, »ist die Gottesbeziehung des Einzelnen (weder) an einen heiligen Ort gebunden, noch ist sie auf einen besonderen Mittler angewiesen«.³ Es ist der mitgehende Gott, der die Familien Abrahams, Isaaks und Jakobs auf ihren Wanderungen begleitet. Kennzeichen der »offiziellen Religion« ist, wie sie an bestimmten Kultorten der Stämme (von Beerscheba bis Bethel) tradiert worden ist, ein weiter geschichtlicher Spannungsbogen unter dem Schema von Verheißung und Erfüllung. Für die Frühzeit Israels bedeutet das konkret die Abfolge von der Erwählung der Väter (Genesis) über die Befreiung Israels aus ägyptischer Knechtschaft (Exodus) bis hin zur Führung in das verheißene Land (Josua). Der Spannungsbogen des Einzelnen in seiner Frömmigkeit ist dagegen sehr viel enger bemessen. Er umfasst das Leben des Einzelnen in der Familie, reicht von der Geburt bis zum Tod. »Die Erfahrungen, die der einzelne Mensch mit seinem Gott macht, entsprechen also weitgehend denen, die ein kleines Kind mit seinen Eltern macht«.⁴ Die gleichen Phänomene, die Rainer Albertz, am Alten Testament beobachten konnte, findet er dann auch in antiken Texten Mesopotamiens. Die persönliche Frömmigkeit lässt sich gut an altbabylonischen Briefen im Vergleich zu den theophoren Personennamen jener Zeit ablesen.

Als Beispiel seien nur drei Zeilen aus einem altbabylonischen Brief zitiert:

³³»Marduk, der dich liebt, der dich geschaffen hat,

³⁴möge dich mit Fülle an (erfolgreichem Leben)

³⁵und mit hohem Alter sättigen« (AbB 1,105)

Die offizielle Religion rekonstruiert er dann aus den Königstexten und den Tempelweihinschriften der altbabylonischen Könige. Die Annahme, dass es sowohl in Israel als auch in Mesopotamien eine Form von »religionsinternem Pluralismus« gegeben hat, ist ihm Beweis dafür, dass in beiden Gesellschaften »persönliche Frömmigkeit« und »offizielle Religion« voneinander zu unterscheiden sind. Die »aufregendsten Erkenntnisse« bestehen dabei für ihn darin, dass beide Religionen auf der offiziellen Ebene große Differenzen aufweisen, während »sich die Äußerungen persönlicher Frömmigkeit in Israel und Babylon (weitgehend) entsprechen«.⁵ Es ist insgesamt ein kluges und in den Textanalysen gründliches

² R. Albertz, *Persönliche Frömmigkeit und offizielle Religion. Religionsinterner Pluralismus in Israel und Babylon*, CThM 9, Stuttgart 1978, S. 92.

³ Ebd.

⁴ A. a. O., S. 94.

⁵ A. a. O., S. 159.

Buch. Ob die Hauptthese stimmt, weiß ich nicht. Sie beruht allerdings auf Axiomen, die ich so nicht teile. Ich zitiere, um meine Kritik kurz zu halten, den Göttinger Alttestamentler Reinhard G. Kraatz:

»Solange ein König für Frieden nach innen und außen sorgte, Weisheitslehrer die Eliten schulten, Priester, Propheten und Richter ihren Pflichten nachkamen, die Ernte erträglich war und sich das Leben in den Familien, Stämmen und Ortschaften unter dem einigenden Dach der Monarchie sowie nach den eigenen Regeln und Gebräuchen entfalten konnte, bestand kein Anlaß, sich Gedanken zu machen, wer oder was Israel, Juda oder Jhwh sei oder sein sollte. Israel und Juda waren wie Moab. Und Jhwh war der Gott Israels und der Gott Judas wie Kemosch der Gott Moabs.«⁶

Diese religionsgeschichtliche Definition der Frühzeit Israels setzt keine Väterreligion voraus, wie sie in Leipzig von Albrecht Alt⁷ entwickelt worden ist und die Grundlage der These von Rainer Albertz bildet. In den Vätererzählungen der Genesis wie auch bei den Erzählungen über den Auszug Israels aus Ägypten unter der Führung Moses und Josuas in das verheißene Land handelt es sich ausschließlich um theologische Lehr- und Glaubenserzählungen. Falls es, was ich bezweifle, hier irgendwelche historisch-geschichtlichen Erinnerungen an die Väter, den Auszug oder die Landnahme gegeben haben sollte, so entziehen sich diese möglichen Fakten unserer Kenntnis und lassen sich auch nicht mehr rekonstruieren. Ich habe keine Zweifel gegenüber einer Unterscheidung zwischen individueller und öffentlicher Religion in der Antike. Dies ist schon allein darin begründet, dass alle alten orientalischen Sprachen von dem Sumerisch des 3. Jahrtausends vor Christus über das Akkadische, ob altassyrisch oder neubabylonisch, bis hin zu Hebräisch und dem Reichsaramäischen in den Verben von Anfang an zwischen Singular und Plural unterscheiden. Aber alle Texte, die wir dem Kanon der Hebräischen Bibel verdanken, ob sie im Singular oder Plural verfasst sind, sind Texte der »offiziellen Religion«. Ihre Verfasser kennen wir nicht, das gilt selbst für die Klagelieder des Einzelnen in den Psalmen. Sie sind von daher immer unterschiedslos individuell oder kollektiv zu deuten. Ein gutes Beispiel hierfür bietet das Deuteronomium, in dem Israel in einer fiktiven Mose-Rede einmal als Einzelner im Singular und ein andermal als Volk im Plural angesprochen wird. Während protestantische Exegeten versuchen, aus dem Wechsel von Singular und Plural verschiedene Schichten in der Entstehung des Deuteronomiums zu rekonstruieren, sehen katholische Exegeten in diesem Wechsel ein Charakteristikum deuteromischer/deuteronomistischer Sprache. So wenig wir aus den Prophetenbüchern die Worte eines Jesaja, Jeremia, Hosea oder Amos rekonstruieren können, so fehlt uns auch jedes Mittel, den Glauben eines Individuums in der Antike zu ermitteln.

⁶ R. G. Kraatz, Die Komposition der erzählenden Bücher des Alten Testaments, Göttingen 2000, S. 318.

⁷ A. Alt, Der Gott der Väter. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der israelitischen Religion, BWANT 48, Stuttgart 1929.

Dass der Einzelne in seiner Frömmigkeit durchaus anderes glaubte als ihm die Texte der »offiziellen Religion« zu glauben erlaubten, lässt sich an verschiedenen Verboten des Alten Testaments und an den archäologischen Funden leicht ablesen. So zeigen die archäologischen Funde, dass trotz des Verbotes, fremde Götter zu verehren, neben dem Gott Israel, auch andere Götter um Hilfe und Schutz angerufen worden sind. Man stellt sich keine Fruchtbarkeitsgöttin im eigenen Haus auf, ohne etwas von ihr zu erwarten. Gleiches gilt auch für den Umgang mit den Toten. Der Kult an Gräbern und die Verehrung der Ahnen war sehr viel größer, als es die Texte des Alten Testaments noch erkennen lassen. Natürlich war die Befragung der Toten und alle damit verbundenen Rituale verboten (1Sam 28; Jes 8,19f.) und dennoch wurde sie durchgeführt. Hier lässt sich vieles vermuten, aber eben nichts Genaues wissen. Rainer Albertz ist in seiner Habilitationsschrift und später auch in seiner zweibändigen Religionsgeschichte durchaus anderer Meinung. [Wir können im Anschluss an den Vortrag gerne darüber diskutieren].

Interessant an dem Buch ist allerdings, dass Rainer Albertz seine religionsgeschichtliche These der Unterscheidung zwischen privater Frömmigkeit und offizieller Religion überführt in eine Anfrage an die kirchliche Praxis heute, genauer an die Funktion von Amtshandlungen und Kasualien wie Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung. Zu Recht weist er darauf hin, dass die Amtshandlungen, vor allem Kindertaufe und Trauung in der Kirche und Theologie, also in der »offiziellen Religion« als problematisch angesehen werden, und er verweist auf den Praktischen Theologen Rudolph Bohren, der schon in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts »die gegenwärtige Amtshandlungspraxis als Sünde bezeichnet [...] und für ihre Abschaffung in der jetzigen Form plädiert« hat.⁸ Die »normale« Gemeinde, Träger der »privaten Frömmigkeit« in der Stadt und auf dem Land sieht ein solches Problem nicht und sie verstehen auch nicht, was an der Taufe, der Konfirmation, der Trauung oder der Beerdigung überhaupt falsch sein soll. Es sind Riten mit »uralter« Familientradition und sie werden teilweise auch von denen verlangt, die gar nicht mehr zur Kirche gehören. »In dieser Kirche wurde schon mein Großvater getauft, haben meine Eltern geheiratet und ich bin hier konfirmiert worden«, lautet eine der häufigen Begründungen bei der Anmeldung zu einer kirchlichen Amtshandlung. Für die meisten Kasualien, einschließlich der Kindertaufe, aber gibt es keine oder keine sichere biblische Begründung. Dies ist einer der Gründe dafür, dass die Reformation ihnen den Anspruch, Sakrament zu sein, entzogen hat. Rainer Albertz versucht deshalb die Kasualien im Kontext der Familie, also in der »persönlichen

⁸ Mit Verweis auf R. Bohren, Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit?, ThEx 147, München 1968. Zitiert nach R. Albertz, a. a. O., S. 198.

Frömmigkeit« und nicht in der »offiziellen Religion«, neu zu begründen. Es handelt sich um den »Lebensbogen«, um die Geschichte des einzelnen in einer Familie von der Wiege bis zur Bahre, in der diese Kasualien ihren Ort, ihren »Sitz im Leben« haben. Subjekt einer solchen Amtshandlung ist nicht die Kirche, nicht einmal die Gemeinde, sondern das einzelne Familienglied, das um eine solche Handlung nachsucht. »Im Mittelpunkt steht das Geschehen zwischen Gott und dieser Familie. Sie ist der eigentliche Träger der gottesdienstlichen Feier. Sie zieht den Pfarrer nur als Hilfe, als ›Kultfachmann‹ hinzu. Er hat beim Vollzug des Gottesdienstes primär Mittler zwischen Gott und dieser Familie zu sein, nicht Anwalt der Kirche«. ⁹

3. Die Kirche

Was ist die Kirche? Im Studium habe ich gelernt, sie ist die *communio sanctorum* (Gemeinschaft der Heiligen). Bei der Frage nach der Kirche geht mir der Satz einer Hausbewohnerin im Angestelltenhaus der Anhaltischen Diakonissenanstalt in Dessau, wo ich die ersten 16 Jahre meines Lebens verbracht habe, nicht aus dem Kopf: »Ich hatte gedacht hier leben lauter Engel, aber kennengelernt habe ich nur Teufel«. Ordnungsgemäß definiert sich die Kirchenmitgliedschaft durch die Taufe und durch Zahlung der Kirchensteuer, die in der Bundesrepublik Deutschland über die Finanzämter eingezogen wird. Es handelt sich also um keinen Verein und keine Partei. Jeder, der getauft ist, ist unabhängig seiner politischen Orientierung, seiner Herkunft, Rasse oder Geschlechts, selbst unabhängig seiner sexuellen Vorlieben Mitglied der Kirche, ausgenommen er hat seinen Austritt – notariell beglaubigt – erklärt. Die vornehmste Aufgabe des Kultpersonals dieser Institution, also der Pfarrer und Pastorinnen, besteht in der Verwaltung der Sakramente, der Verkündigung des Evangeliums und der Austeilung des Abendmahls. Alle anderen Amtshandlungen sind so betrachtet aus der Sicht der offiziellen Religion gegenüber dem Gottesdienst zweitrangig. Dies hat Rainer Albertz durchaus richtig gesehen. Aber lassen sich die Kasualien im privaten Frömmigkeitsraum der Familie wirklich neu und dann auch noch biblisch-theologisch begründen? Es mag sein, dass die soziale Struktur der christlichen Gemeinden in den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine andere war als heute, wo wir immer stärker die Auflösung der traditionellen Familienverbände hin zu einer Individualisierung und Vereinzelung der Menschen in unserer Gesellschaft wahrnehmen. Das Problem lässt sich beispielhaft an der umstrittenen »Orientierungshilfe« der EKD zur »Familie« aus dem Jahr

⁹ R. Albertz, a. a. O., S. 207.

2013 verdeutlichen.¹⁰ Angesichts neuer Lebenskonzeptionen und unterschiedlicher Partnerbeziehungen, einschließlich der damit vorgegebenen Rechtsnormen, versucht die evangelische Kirche in diesem Papier Position zu beziehen. Zur Legitimierung verschiedener Partnerschaftsformen werden zwei Stellen des Alten Testaments mehrfach prominent herausgehoben und dienen in der theologischen Begründung als Schlüsseltexte: Da ist als erstes die Aussage von der »Gottesebenbildlichkeit« des Menschen (Gen 1,26) und als zweites die Aussage, dass »es nicht gut ist, dass der Mensch allein sei« (Gen 2,18). Die erste Stelle dient der Begründung, dass jeder Mensch, unabhängig seines Geschlechts, seiner Abstammung, seiner Religion, seiner sozialen Stellung und seiner sexuellen Orientierung schon von der Schöpfung her die gleiche Würde besitzt. Die zweite Stelle dient zur biblischen Begründung dafür, dass der Mensch von Anfang an auf Gemeinschaft angelegt und angewiesen ist. Der universalen und allgemeinen Gültigkeit der ersten Stelle steht kaum etwas im Wege, ausgenommen es fehlt der Glaube an den Schöpfer. Dagegen ist die zweite Stelle mit einem doppelten Makel behaftet. Erstens ist hier im Kontext (Gen 2,19–24) *expressis verbis* von der Gemeinschaft von Mann und Frau die Rede und zweitens ist dieser Text zu einem Basistext der christlichen Trauung geworden. Um also auch diese Aussage auf jede Gemeinschaftsform beziehen zu können, muss der Kontext der Stelle ausgeblendet bzw. dekonstruiert werden. Dies geschieht in der EKD-Orientierungshilfe in zweifacher Weise: Zum einen mit dem Hinweis auf die historische Bedingtheit des Textes und seiner heute nicht mehr gültigen patriarchalischen Weltansicht; zum anderen mit dem Verweis auf Luther, der die Ehe eben nicht mehr als »Sakrament«, sondern als ein »weltliches Geschäft« verstanden hat. Wenn man aber schon weiß, dass »ein normatives Verständnis der Ehe als ›göttliche Stiftung‹ und eine Herleitung der traditionellen Geschlechterrollen aus der Schöpfungsordnung [...] nicht der Breite des biblischen Zeugnisses (entspricht)«,¹¹ warum wird dann nicht diese Breite dargestellt, sondern werden Sätze aus dem Zusammenhang gerissen? Dass der Mensch ein Gemeinschaftswesen ist, ist ja nun keineswegs eine genuin biblische Einsicht. So lehrt es Aristoteles wie auch die Verhaltensforschung, die Psychologie und Biologie. Die Spannung zwischen historischem Befund und theologischer Wertung wird dann nicht nur nicht reflektiert, sondern einfach ausgeblendet. Beispielhaft zeigt dies der Bochumer Alttestamentler Jürgen Ebach in seinen »Alttestamentliche(n) Notizen« zu dieser »Orientierungshilfe«.¹² Er fordert, dass die Aufgabe der Exegese heute darin bestehen sollte,

¹⁰ Zwischen Autonomie und Angewiesenheit. Familie als verlässliche Gemeinschaft stärken. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2013.

¹¹ A. a. O., S 54.

¹² Zwischen Autonomie und Angewiesenheit – Die Orientierungshilfe der EKD in der Kontroverse, Hannover 2013.

dem traditionellen kirchlichen Familienbild »die theologische Legitimierung zu entziehen«. ¹³ Das heutige kirchliche Verständnis von Ehe und Familie, so seine Überzeugung, gehe nämlich »nicht auf die Bibel zurück, sondern auf das Bürgertum des 18. und des 19. Jahrhunderts« (ebd.). Demgegenüber sei seitens des Alten Testaments daran zu erinnern, »dass es da [in der hebräischen Bibel] für viele scheinbar heute neue Familien- und Lebensformen Vor-Bilder gibt«. Im Einzelnen werden dann aufgeführt: »Da haben Menschen mehr als eine Mutter wie etwa Mose mit seiner leiblichen Mutter und der ägyptischen Prinzessin als Adoptivmutter. Da gibt es die als eine Art ›Leihmutter‹ fungierenden Sklavinnen Saras und dann Rahels und Leas, die die Jakobfamilie als Patchworkfamilie erkennen lassen; da gibt es im Zusammenhang der Schwagerpflicht auch ›Samenspender‹«. ¹⁴ An solcher Art Notizen stellen sich viele Fragen. Welche Orientierung sollen solcherart historisch bedingter »Vor-Bilder« denn heute bieten? Wenn ein Kind in einer Patchwork-Familie lebt und unter der Trennung eines leiblichen Elternteils leidet, soll ich ihm sagen: »Hab' dich nicht so, dem Ismael ging es auch nicht besser als dir?« Sollen Kirche und Theologie in der Diskussion um Samenbanken, um künstliche Befruchtung und Leihmutterchaft jetzt etwa auf das Leviratsgesetz des Alten Testaments verweisen? Das hat aus meiner Sicht mit einer wissenschaftlichen Exegese nichts zu tun, sondern widerspricht dem, was Ebach in seinen Notizen methodisch selbst für die Auslegung fordert. Für die Frage, welche Aussagen der Bibel heute noch Geltung beanspruchen können, formuliert er völlig richtig: »Das Kriterium sollte jedenfalls nicht das weithin übliche sein, nämlich aus der Bibel das gelten zu lassen, was man auch ohne sie für richtig hält«. ¹⁵

4. Mein Glaube

Wenn ich über den persönlichen Glauben sprechen soll, rede ich natürlich von meinem Glauben. Über meine christliche Sozialisierung habe ich einleitend schon das Wichtigste gesagt. Wenn ich etwas allgemeiner über meinen Glauben als Theologe nachdenke, dann geschieht dies aus der Sicht eines Menschen, der sich als Exeget die meiste Zeit seines Lebens mit dem Alten Testament, der hebräischen Bibel, beschäftigt hat.

Meiner Überzeugung nach lebt deshalb der christliche Glaube nicht allein davon, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, sondern auch von der Überzeugung, dass Gott den

¹³ A. a. O., S. 51.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ A. a. O., S. 52.

Menschen in dieser Welt zu seinem Ebenbild geschaffen hat, damit er diese Welt gestalte und bewahre.

Ohne den Glauben an Gott den Schöpfer fehlt jeder Theologie das Fundament. Aber das Alte Testament ist mehr als nur die Grundlage des Neuen Testaments, es ist auch nicht nur das Zeugnis von Gottes Weisung an Israel und der Treue zu seinem Volk, sondern Platzanweiser für den Menschen in der Welt. Während das Neue Testament zeigt: *wer wir sein werden* und auch schon *sein können*, zeigt uns das Alte Testament: *wer wir sind*.

Wer das Alte Testament aus dem christlichen Kanon ausscheidet, kappt nicht nur die historischen Wurzeln zum Judentum, sondern verzichtet auf eine theologisch wesentliche Grundlage des Neuen Testaments und macht dieses zu einem Torso. Ohne die alttestamentlichen Bezüge im Neuen Testament handelt dieses von einem Wanderprediger und Wunderheiler aus Nazareth, der als politischer und religiöser Aufrührer angeklagt und hingerichtet worden ist. Hätten nicht er selbst und seine Anhänger die Botschaft der hebräischen Bibel als Gottes offenbartes Wort geglaubt, wäre Jesus von Nazareth nicht als Christus erkannt und verkündigt worden, der als Sohn Davids und Gottessohn in Bethlehem von einer »Jungfrau« geboren, um unserer Sünden willen gestorben und von Gott nach drei Tagen wieder auferweckt worden ist etc. Anders gesagt, ohne die Explikation des Alten Testaments im Neuen gäbe es keine Christologie. Auch wenn diese These verkürzt, kann man jedenfalls nicht bestreiten, dass der Verzicht auf das Alte Testament auch den Verzicht auf das Christusereignis bedeutet, das in den neutestamentlichen Schriften breit und unterschiedlich ausgelegt worden ist. Dies ernst zu nehmen heißt nicht, das Alte Testament christologisch zu trimmen, sondern die Bindung des Neuen Testaments an das Alte als eine historisch vorgegebene theologische Reflexion der Verfasser der neutestamentlichen Schriften zu akzeptieren. Aus unserer Perspektive handelt es sich hierbei um ein Stück »impliziter« Theologie des Neuen Testaments, die wie auch alle theologischen Aussagen des Alten Testaments für die eigene Zeit stets wieder neu »expliziert« werden müssen. Die Frage ist nur, ob ich für diese Explikation die gesamte biblische Überlieferung zur Grundlage mache oder wie Marcion im 2. Jahrhundert n. Chr. einen eigenen Kanon schaffe oder wie Schleiermacher u. a. einen ganz bestimmten Begriff von Religion voraussetze. Die Frage zu stellen, heißt nicht, sie zu beantworten, sondern das Problembewusstsein hierfür zu schärfen. Der leider zu früh verstorbene Hamburger Systematiker Traugott Koch hat die Rede vom Menschen in der Theologie einmal so definiert:

»Die theologische Lehre vom Menschen hat nur *ein* Thema, daß der Mensch sich, wahrhaft vor sich selbst, nicht ohne Gott verstehen kann – und daß der Mensch das dennoch, sich selbst

gründlich mißverstehend, tun kann: sich ohne Gott verstehen und folglich sich selbst verabsolutieren«. ¹⁶

Wenn dies *das* Thema der theologischen Lehre vom Menschen ist, dann lässt sich dieses von seiner biblischen Grundlegung her einzig und allein aus dem Alten Testament entfalten. Der Mensch ist nach dem Alten Testament das von Gott erschaffene, in seiner schöpfungstheologischen Stellung von Gott anerkannte Geschöpf: Er ist Gottes Ebenbild. Er ist damit nicht das »freie«, sich selbst definierende Wesen, sondern seine Funktion in der Welt ist von der Schöpfung her bestimmt. Als »königliche« Herrschaft, wie sie in Gen 1 und Ps 8 entfaltet wird, ist sie immer nur Herrschaft in der von Gott vorgegebenen Ordnung und in der Nachahmung des von Gott selbst praktizierten Regiments. Nur wenn das göttliche Diktum »Und siehe, es war sehr gut« (Gen 1,31) Bestand hat, hat sich der Mensch in der Funktion der Ebenbildlichkeit bewährt. Diese kann der Mensch nach alttestamentlicher Auffassung nicht verlieren, aber er kann sie missbrauchen und damit sich selbst diskreditieren. Missbrauch und Diskreditierung der schöpfungstheologischen Stellung des Menschen sind die Themen der weisheitlich geprägten Erzählungen der biblischen Urgeschichte. In der Erzählung von der Erschaffung des Menschen aus dem »Staub des Ackerbodens« (Gen 2) und in der Erzählung von der Erlangung der Gottgleichheit durch das »Wissen um Gut und Böse« (Gen 3) wird eine ganz andere Vorstellung vom Menschen erfasst. Der Mensch ist der, der im Wissen um seine Geschöpflichkeit zugleich seine Hinfälligkeit und seine Begrenztheit erfährt und der, ohne den Widerspruch und Graben zwischen Schöpfer und Geschöpf selbst überwinden zu können, notwendig gegen den Schöpfer wie auch gegen seine eigene Geschöpflichkeit rebelliert. Der Mensch im Kontext dieser spät weisheitlichen Texte wird jedenfalls an keiner Stelle von Gott als eine Art »König« gewürdigt. In Israels altorientalischer Umwelt kam das Prädikat der Gottebenbildlichkeit allein Königen zu. Vielmehr wird des Menschen Streben und sein Hang zur Macht sowie die daraus folgende Gewalt und Maßlosigkeit nach diesen Erzählungen radikal in Frage gestellt. Im Gesamtzusammenhang der biblischen Urgeschichte aber bilden die beiden Aussagen von der Gottesebenbildlichkeit und von dem Willen des Menschen, Gott gleich zu werden, zwei Seiten einer Medaille: Beide kennzeichnen den Menschen in seiner ganzen Widersprüchlichkeit, und beide Seiten sind für eine alttestamentliche Anthropologie und Theologie von gleichem Gewicht.

¹⁶ T. Koch, Art.: Mensch IX. Systematisch-theologisch, TRE 22, Berlin/New York 1992, S. 548–567, S. 548.

5. Schlussbetrachtung

In dem Roman »Nachtzug nach Lissabon« lässt Pascal Mercier den Haupthelden seiner Geschichte, den Aristokratensohn Amadeu de Prado, im faschistischen Portugal am Jesuitischen Elite-Gymnasium in Lissabon eine Abschlussrede halten, die der Absolvent nicht wie üblich auf Lateinisch hält, damit ihn auch jeder versteht. Sie trägt den Titel »Ehrfurcht und Abscheu vor Gottes Wort«. Ich zitiere wenige Sätze aus dieser eindringlichen und zugleich verstörenden Rede:

»Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. [...] Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen. Ich brauche es gegen das geistlose Gebrüll des Kasernenhofs und das gestreiche Geschwätz der Mitläufer. [...]

Ich verehere Gottes Wort, denn ich liebe seine poetische Kraft. Ich verabscheue Gottes Wort, denn ich hasse seine Grausamkeit. Die Liebe, sie ist eine schwierige Liebe, denn sie muss unablässig trennen zwischen der Leuchtkraft der Worte und der wortgewaltigen Unterjochung durch einen selbstgefälligen Gott«. ¹⁷

Diese wenigen Sätze bringen die ganze Tragik eines Lebens, sowohl im Blick auf die »offizielle Religion« als Kirche als auch hinsichtlich der »privaten Frömmigkeit« als individueller Glaube mit und ohne Gott zum Ausdruck. Natürlich brauche ich Gott nicht, weder im Alltag noch für ein redlich, anständiges Leben. Ich selbst komme die meiste Zeit auch ohne ihn ganz gut aus. Dennoch möchte ich nicht in einer Welt leben, die bei aller Problematik von Gewalt, Krieg, Ungerechtigkeit und Tod, nicht in Gott ihren Grund hat. Nicht an den Grenzen unseres Lebens, sondern in der Mitte unseres Lebens müssen wir Gott erfahren. So schreibt der Theologe Dietrich Bonhoeffer in einem Brief vom 2. Advent 1943 aus dem Gefängnis in Berlin-Tegel:

»Nur wenn man die Unaussprechlichkeit des Namens Gottes kennt, darf man auch einmal den Namen Jesus Christus aussprechen; nur wenn man das Leben und die Erde so liebt, dass mit ihr alles verloren und zu Ende zu sein scheint, darf man an die Auferstehung der Toten und an eine neue Welt glauben; nur wenn man das Gesetz Gottes über sich gelten lässt, darf man wohl auch einmal von Gnade sprechen, und nur wenn der Zorn und die Rache Gottes über seine Feinde als gültige Wirklichkeit stehen bleiben, kann von Vergebung und von Feindesliebe etwas unser Herz rühren. Wer zu schnell und zu direkt neutestamentlich sein und empfinden will, ist m. E. kein Christ«. ¹⁸

Der Gott, von dem hier die Rede ist, ist kein »selbstgefälliger« Gott. Er ist der Gott, der uns im Alten Testament bezeugt und uns im Glauben an Jesus Christus sein wahres Gesicht offenbart. Es ist der Gott der Bibel und nicht der Gott der Philosophen. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich um die Allmacht Gottes weiß oder ob ich an seine Liebe glaube.

¹⁷ P. Mercier, Nachtzug nach Lissabon, München ²²2006, S. 198f.

¹⁸ D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, Berlin ⁴1977, S. 175f.

In seinem letzten Gemälde, der »Verklärung Christi« von 1520, verknüpft der italienische Maler der Hochrenaissance, Raffael (1483–1520), die Darstellung Jesu auf dem Berg Tabor (Mk 9,2–13 par.) mit der nachfolgenden Geschichte von der Heilung eines besessenen Knaben (Mk 9,14–29 par.). Den Höhepunkt der Verklärungsgeschichte bildet der Satz: »Das ist mein lieber Sohn; den sollt ihr hören«. Durch die Zusammenführung beider Geschichten auf dem Gemälde, respondierts diesem Satz die Bitte des Vaters des Kindes: »Ich glaube; hilf meinem Unglauben«.

Glaube und Wissen sind nicht zwei Seiten einer Medaille, vor allem beginnt der Glaube nicht dort, wo das Wissen aufhört. Glaube und Wissen sind in dem Sinn auch keine Gegensätze. Denn Wissen kann ich mir aneignen; Glaube aber ist Geschenk, er bildet den Zugang zu einer anderen Welt, den ich dankbar annehmen oder auf Grund der Selbstgewissheit meines Wissens ebenso auch ablehnen kann.